

Anforderungen an die Familienbildung heute

ELTERNTRAINING ODER BEZIEHUNGSCOACHING?

Heiner Barz

Wo steht die Familienbildung heute? Welche Aufgaben kommen zukünftig auf sie zu? Wie kann eine zukunftsorientierte Bildungsarbeit Familien angesichts größer werdender Anforderungen hinsichtlich (Selbst-) Optimierung und beruflichem und familiärem Erfolg unterstützen? Diese Fragen geht der Autor nach und beleuchtet im folgenden Beitrag, der auf einem Vortrag anlässlich des Festakts »60 Jahre Katholische Familienbildungsstätte Bonn« am 17. Juni 2016 beruht, die besonderen Spannungsfelder, in denen sich Familienbildung aus Sicht der Bildungsforschung heute bewegt.

Die Erwartungen an Bildung, an Erwachsenenbildung und auch an Familienbildung waren vielleicht noch nie so groß wie heute. Bildungsarbeit soll entscheidend dazu beitragen, die kleinen und die großen gesellschaftlichen Probleme zu lösen oder zumindest dafür zu sorgen, dass sie uns nicht über den Kopf wachsen.

Wir sollen Bildungspotenziale ausschöpfen, wir müssen als rohstoffarmes Land die geistigen Ressourcen erschließen. Und das möglichst früh, möglichst umfassend und international konkurrenzfähig. Und am besten noch qualitätszertifiziert.

Bildung soll soziale Ungleichheiten eindämmen, kein Kind zurücklassen, besondere Sprachförderungsprogramme für Migrantenkinder auflegen, Flüchtlingskinder gut in die Schule integrieren, Bildungsprivilegien und Bildungsbarrieren abbauen etc.

Bildung soll helfen, mit der Digitalisierung Schritt zu halten. Nachdem wir uns an das Web 2.0 einigermaßen gewöhnt hatten, werden wir jetzt mit Nachdruck auf die Industrie 4.0 eingeschworen. Ob das z.B. bedeutet, dass man Kinder möglichst früh mit Computerunterricht und Laptopklassen fit macht – oder ob es im Gegenteil besser wäre, Kinder möglichst

lange von PC und Smartphone fernzuhalten – darüber gehen die Expertenmeinungen stark auseinander.

Bildungs- und Betreuungsangebote sollen die Vereinbarkeit von Familie und Beruf gewährleisten, was immer noch meist ein Thema von und für Frauen ist. Überdies verschaffen sich inzwischen immer öfter auch Stimmen Gehör, die die Vereinbarkeit – zumindest unter den gegebenen Verhältnissen – anzweifeln und sogar von einer Vereinbarkeitslüge sprechen (Garsoffsky & Sembach, 2014). Gerade bei jungen Frauen stellt sich die Optimierungserwartung in allen Lebensbereichen als große Belastung dar. Schon Kinder und Beruf sind schwer genug zu integrieren – aber es kommen noch andere Erwartungen dazu: schön sein, schlank sein, schick gekleidet sein, sich gesund ernähren, sich ehrenamtlich engagieren und zusätzlich noch global vernetzt und informiert sein. Bildung soll die Menschen nun also dazu befähigen, diese Anforderungen erfolgreich zu meistern. Man könnte die Liste der Erwartungen, die heute an Bildungsarbeit herangetragen werden, mühelos fortsetzen. Interessanter ist aber die Frage, worauf es der Erwachsenenbildung und der Familienbildung

heute eigentlich ankommen müsste. Die Notwendigkeit des lebenslangen Lernens zu betonen gehört seit bald 50 Jahren zum Standardrepertoire der Sonntagsreden. Und es ist sicher auch heute nicht verkehrt, darauf hinzuweisen, dass gesellschaftlicher Wandel und technologischer Fortschritt eine permanente Weiterbildungsbereitschaft von uns allen erfordern.

Die Bildungsforschung hat dafür im Laufe der Jahre die verschiedensten Konzepte und Begriffe erfunden und jeweils als Stein der Weisen gepriesen. Erst favorisierte man das *Programmierte Lernen*, dann das *Lebenslange Lernen*, später dann das *Informelle Lernen*. Der neueste Terminus, die vielleicht aktuellste modische Worthülse, lautet »*Independent Learning*« – also unabhängiges Lernen –, was den Trend zur Eigenverantwortung und Selbststeuerung fortsetzt, den wir schon länger beobachten. Irgendwann entdeckte man die Schlüsselqualifikationen, später die Soft Skills. Und zuletzt sprechen die Memoranden und Expertisen nur noch von Kompetenzen – von Fachkompetenz, von Methodenkompetenz, von Sozialkompetenz, von personaler Kompetenz etwa, die es beständig zu erweitern, zu vertiefen und zu überprüfen gelte. Schön sind Ergänzungen dieser vier obligatorischen Kompetenzbereiche, wenn etwa – zu Recht, wie ich finde – darauf hingewiesen wird, dass wir daneben auch eine Gestaltungskompetenz (so der Leiter des Instituts für Erziehungswissenschaftliche Zukunftsforshung an der Freien Universität Berlin, Gerhard de Haan) brauchen oder eine Zukunfts-kompetenz, so der Zukunftsforcher Matthias Horx (2005). Besonders schön ist die Rede von einer Zuversichtskompetenz, die NRW-Schulministerin Sylvia Löhrmann ins Spiel brachte. Hier scheint mir wirklich ein wichtiger Aspekt zu liegen. Denn nur wer eine grundlegende Zuversicht, ein basales Vertrauen, dass es schon irgendwie gut gehen wird, als Grundlage seiner Überlegungen und seines Handelns hat, kann sich auch im Privat- wie im Berufsleben produktiv einbringen. Mit einem Wort wie Zuver-

sichtskompetenz muss allerdings auch die Mahnung verbunden werden, dass man sie nicht umstandslos antrainieren kann. Man kann Zuversicht nicht vermitteln, indem man darüber informiert und etwa in einem Powerpointvortrag Voraussetzungen und Bedingungen analysiert. Zuversicht muss wachsen. Sie wächst und gedeiht dort, wo Menschen noch Zeit haben; wo Menschen Beziehungen eingehen können; wo Menschen Bindungen aufbauen; wo Vertrauen reifen kann; kurzum: wo Menschen sich selbst als handlungsfähig erleben und sich wertgeschätzt fühlen.

Hier kann auch für die Erwachsenenbildung ein Seitenblick auf die Gesundheitswissenschaften hilfreich sein, denn dort hat sich in den vergangenen Jahren ein Orientierungswandel vollzogen. Dort werden nicht mehr ausschließlich krank machende Faktoren gesucht, sondern die Elemente, die Menschen gesund machen. Der Medizinoziologe und Gesundheitsforscher Aaron Antonovsky entwickelte aus dieser Fragestellung das Modell der Salutogenese. Die grundlegende Perspektive der Salutogenese richtet sich darauf, wie es Menschen gelingen kann, trotz aller Risiken und möglichen Beeinträchtigungen persönlich zu wachsen, sich zu entwickeln und gesund zu bleiben – also stets im Gleichgewicht zu sein und eine dynamische, aufeinander abgestimmte Ordnung herzustellen. Dieses Erleben einer inneren Ordnung wird als Kohärenz bezeichnet.

Antonovsky weist in seinen Untersuchungen nach, dass das »Kohärenzgefühl« als psychische Eigenschaft wesentlich ist für den Erhalt der psychischen und psychosomatischen Gesundheit ist. Seinem Verständnis nach ist das Kohärenzgefühl eine »Orientierung, die ausdrückt, in welchem Ausmaß man ein durchdringendes, andauerndes und dennoch dynamisches Gefühl des Vertrauens hat« (Antonovsky, 1997, S. 36). Das Kohärenzgefühl beruht nach Antonovsky (1997) auf den drei Säulen:

- **Verstehbarkeit:** die Überzeugung, dass die Ereignisse im eigenen Leben verstehtbar sind.

- **Bewältigbarkeit:** die Fähigkeit, mit Geschehnissen umzugehen, verbunden mit der Überzeugung, auch Risiken und Belastungen meistern zu können.
- **Sinnhaftigkeit:** die Überzeugung, dass die eigenen Lebensbedingungen einen Sinn und eine Bedeutung haben.

Eine wichtige Bedingung für dieses Kohärenzgefühl ist das, was man als Gelassenheitskompetenz bezeichnen könnte. Der Heidelberger Arzt Gunther Frank hat ein ganzes Buch darüber geschrieben und das Ganze als »Mañana-Kompetenz« (Frank & Storch, 2010) bezeichnet – also etwas, was im Mittelmeerraum deutlich ausgeprägter vorhanden ist, als bei uns. Auf Deutsch hieße es in etwa: »Komm' ich heut' nicht, komm' ich morgen!«, und ist eher negativ konnotiert; positiver könnte man sagen: Alles zu seiner Zeit. Das ist also das Gegenteil dessen, was man in Seminaren gegen die Aufschieberitis, neudeutsch: Prokrastination, lernen soll: ein positives Verhältnis zur Gegenwart, zu dem, was aktuell anliegt und was wirklich wichtig ist.

»Zeit der flächendeckenden Effizienzerwartungen«

Mein Eindruck ist, dass wir heute in einer Zeit der flächendeckenden Effizienzerwartungen und der lückenlosen Selbstoptimierung leben. Leistung, Anstrengung, Selbstdisziplin – darauf kommt es heute vor allem an. Wir leben in einer Zeit der Effizienzagenturen, des Controllings, der maximalen Ausschöpfung von Ressourcen. Das Ziel »Optimierung« ist allgegenwärtig, selbst in der Freizeit. Fortbildungen, Paartraining, Auslandsreisen, Sport, Ernährungspläne, Bodytuning, plastische Chirurgie und Photoshop – das ganze Leben ist immer mehr auf Optimierung und Selbstoptimierung ausgerichtet. Man könnte den Eindruck gewinnen, dass die Familienbildung in unseren modernen Zeiten ins Abseits geraten ist – es sei denn, sie verschreibe sich

auch den Imperativen einer verzweckten Kindheit und optimierten Familie. Familie ist dann nichts weiter als der Boxenstopp für die eigentlich lästigen affektiven Bedürfnisse, das Bootcamp für den Nachwuchs, in dem Kinder für den globalen Wettbewerb der klügsten Köpfe trainiert und mit allen möglichen Kompetenzen bestückt werden.

Doch gerade heute könnten wir umso mehr von einer Familienbildung profitieren, die sich nicht einem technokratischen Verständnis von mechanischem Kompetenztraining verschreibt. Es ist m.E. wichtig, gerade in der heutigen Zeit, in der Bindungen prekär und Mobilitätswartungen allgegenwärtig werden, die Beziehungskultur ins Zentrum zu stellen: Gelegenheiten zu bieten, wo Kinder Kinder und Familien Familien sein dürfen bzw. darin Unterstützung erfahren. Die wichtigen Stichworte sind also: Beziehung und Bindung.

Doch vielfach scheint das Gegenteil zu passieren. Kritiker sprechen vom regelrechten Frühförderwahn, in dem alles in modulare Lernangebote und Lernzielkataloge schon für die Allerkleinsten gepackt wird (Stein, 2015). Hier sei vielleicht der Hinweis auf den Baby-Marathon im österreichischen Linz erlaubt. Anfang April gingen die Fotos um die Welt, auf denen Eltern ihre weinenden und widerstrebenden Dreijährigen an der Hand über die Ziellinie eines sog. Junior-Marathons zerrten (Spiegel Online, 2016; s. auch die *Nachwörter* in diesem Heft). Der pädagogische Imperialismus hat längst die Krabbelstube erreicht, auch dort sollen heute Metakognition und kognitive Strukturen als »Ko-Konstruktion« gefördert werden. Statt dem »Haus der kleinen Forscher«, statt noch mehr Programmen wie »Schlaumäuse« oder Mathematiktraining nach japanischem Vorbild propagieren Experten wie der Heidelberger Kinderarzt Herbert Renz-Polster (2014) oder der Naturwissenschaftsdidaktiker Salman Ansari (2013) inzwischen die Rückeroberung von Freiräumen für Kinder und Familien. »Rettet die Neugier!« (Ansari, 2013) ist ein Weckruf gegen die ver-

zweckte Kindheit, gegen den Irrglauen an Linearität in der Entwicklung. Statt Basteln steht heute ja vielfach die Erweiterung des Zahlenraums auf dem Programm. Und das ist keine positive Entwicklung!

»Weckruf gegen die Verzweckung«

Diesen Weckruf gegen die Verzweckung sollte Familienbildung aufgreifen – und tut es vielfach auch schon. Reformpädagogische Konzepte sprechen von der Bedeutung der Metamorphose. Rudolf Steiner, der Begründer der Waldorfpädagogik, oder Maria Montessori haben ein ganzheitliches Bild der menschlichen Entwicklung. Sie gehen davon aus, dass Kindheit mehr ist als ein Antrainieren von Erwachsenenfähigkeiten. Sie gehen davon aus, dass sich Fähigkeiten verwandeln im Laufe der Entwicklung des Kindes zum Erwachsenen; dass das, was Kinder an Hingabe und Versunkenheit im Spiel entwickeln können, ihnen später als Konzentrationsfähigkeit für schwierige Aufgaben zugutekommt; dass Beziehungserfahrungen im Umgang mit Gleichaltrigen, aber auch mit verlässlichen, verfügbaren Erwachsenen ihnen eine Basis geben können nicht nur für späteres soziales Miteinander – sondern auch für ihr Selbstbewusstsein, für ihre Selbstwirksamkeitsüberzeugungen und sonstige Soft Skills.

Zu derartigen Überzeugungen passen die Eltern-Kind-Kurse der ungarischen Kinderärztin Emmi Pikler, die etwa die Familienbildung im Erzbistum Köln zu einem viel beachteten Markenzeichen gemacht hat. Ob unter dem Etikett »Babynest« oder »Das erste Lebensjahr« – Angebote, in denen Eltern lernen, Zeit für Kinder zu haben, Beziehungen mit Kindern zu pflegen, ihre Kinder genau zu beobachten und sich liebevoll mit ihnen zu beschäftigen statt sie zu trainieren, sind als Gegengewicht zum Frühförderimperativ wichtig. Die alte Formel des »Wachsenlassens«, wie sie schon Rousseau propagierte, hat nichts an Aktualität verloren. Es

ist fraglich, ob die heutige Tendenz, die Familienbildung durch Elterntraining zu ersetzen, gerade auch für sozial schlechter gestellte Familien positive Resultate zeigt. Die Ermöglichung einer intensiven Interaktion zwischen Eltern und Kindern, in der Spiel, Spaß, Vorlesen oder Fingerspiele ihren Platz haben, dürfte mindestens so wichtig sein wie die Erweiterung des Zahlenraums. Es ist ermutigend, dass der auf Emmi Pikler basierende Kurs »Babynest« von katholischen Familienbildungsstätten inzwischen auch in spanischer, russischer, englischer, französischer und sogar arabischer Sprache beworben wird.

Ich komme zum Schluss: In einem früheren Leben war ich mal Schlossführer im Heidelberger Schloss. Der schönste Bau des Schlosses heißt Ottheinrich-Bau, seine Fassade gilt als die schönste der Renaissance nördlich der Alpen. Und mit dem Lebensmotto des Renaissance-Kurfürsten Ottheinrich möchte ich schließen. Es lautete: »cum tempore« – mit der Zeit. In einer doppelten Bedeutung: Es soll so viel heißen wie mit der Zeit gehen, nicht Entwicklungen verschlafen, sich nicht vergeblich gegen Veränderungen stemmen, die anliegen. Es heißt aber auch: Alles zu seiner Zeit. Also: nichts überstürzen, sich Zeit nehmen, gelassen bleiben. Nicht Zeit verlieren, sondern Zeit haben. Dieses Motto sollten sich auch die Erwachsenenbildung und die Familienbildung wieder stärker zu eigen machen – und weniger Optimierungsangebote für gestresste Eltern unterbreiten, sondern Begegnungs- und Beziehungs(frei)räume anbieten, in denen man dem Stress des Alltags entkommen kann. Darum sollte es also zukünftig gehen: nicht noch mehr Kompetenzerwerb, sondern mehr Gelassenheit!

Literatur

- Ansari, S. (2013). *Rettet die Neugier. Gegen die Akademisierung der Kindheit*. Frankfurt a. M.: Krüger.
- Antonovsky, A. (1997). *Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit*. Tübingen: dgvt-Verlag.

Frank, G. & Storch, M. (2010). *Die Mañana-Kompetenz. Auch Powermenschen brauchen Pause*. München: Piper.

Garsoffsky, S. & Sembach, B. (2014). *Die Alles ist möglich-Lüge: Wieso Familie und Beruf nicht zu vereinbaren sind*. München: Pantheon.

Hrox, M. (2005). *Future Fitness: Wie Sie Ihre Zukunftskompetenz erhöhen*. Ein Handbuch für Entscheider. Frankfurt a. M.: Eichborn.

Renz-Polster, H. (2014). *Die Kindheit ist unantastbar. Warum Eltern ihr Recht auf Erziehung zurückfordern müssen*. Weinheim: Beltz.

Spiegel Online (2016). *Eltern zerren Kinder ins Ziel*. Abgerufen von www.spiegel.de/lebenundlernen/schule/juniormarathon-linz-eltern-zerren-heulende-kinder-ins-ziel-a-1085604.html

Stein, A. (2015). *Kursprogramm statt Kinderbande*. In: Frankfurter Rundschau, 1.1.2015. Abgerufen von www.fr-online.de/wissenschaft/erziehung-kursprogrammstatt-kinderbande,1472788,29458582.html

Abstract

Die Anforderung der Optimierung des eigenen Lebens betrifft auch die Familie – und damit die Familienbildung. Doch statt den Optimierungswahn zu unterstützen, sollte Familienbildung, so der Autor in seinem hier dokumentierten Vortrag anlässlich des Festakts 60 Jahre Katholische Familienbildungsstätte Bonn, Freiräume für Begegnung und Beziehung schaffen und eine Art »Gelassenheitskompetenz« vermitteln.



Prof. Dr. Heiner Barz leitet die Abteilung Bildungsforschung und Bildungsmanagement der Philosophischen Fakultät der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf.

Kontakt: barz@phil.hhu.de